

S. G. BROWNE

SCHICKSAL!

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Falk Behr und Momo Evers

Knaur Taschenbuch Verlag

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel
»Fated« bei Penguin Group Inc., New York.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe April 2013

Knaur Taschenbuch

© 2010 Scott Brown

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2011 Droemer Verlag

Ein Unternehmen der Droemerschen Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Michael Meyer

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-50894-7

2 4 5 3 1

*Für meine Eltern.
Ihr habt an mich geglaubt.
Danke.*



Regel Nummer 1: Emotional auf Abstand bleiben.

Ziemlich einfache Regel, wirklich. Trotzdem sitze ich hier in einem Einkaufszentrum in Paramus, New Jersey, und bin frustriert.

Verärgert.

Enttäuscht.

Dreiundachtzig Prozent der menschlichen Bevölkerung sind leicht durchschaubare Gewohnheitstiere. Sie kleben an ihren Routinen, an Lifestyle und Süchten oder verbringen ihr Leben damit, eine Abhängigkeit gegen die nächste einzutauschen.

Meine dreiundachtzig Prozent. *Meine* Menschen – rund fünfeinhalb Milliarden von ihnen, um genau zu sein.

Ein Einkaufszentrum ist der beste Ort, um die menschliche Spezies in all ihrer Pracht zu studieren. Oder in all ihrer Fehlbarkeit – je nach Blickwinkel des Betrachters. Männer und Frauen, Teenager und Kinder shoppen, essen, tratschen, füllen das Vakuum ihres Lebens mit therapeutischen Einkaufsorgien und unnützen Kalorien. Am liebsten mag ich die älteren Einkaufszentren, die nicht gleich ganz so groß wie Sri Lanka sind und in denen es noch diese Gemeinschaftsfresshallen gibt – von Ketten wie Orange Julius, Panda Express oder Hot Dog on a Stick.

Schon gewusst, dass es in den Vereinigten Staaten doppelt so viele Einkaufszentren wie Highschools gibt? Die »Mall« hat die Kirche als Tempel kultureller Verehrung

abgelöst. Und die Gesellschaft ermutigt ihre Bürger auch noch, den eigenen Wert an finanziellem Erfolg und weltlichen Besitztümern zu messen. Kein Wunder, dass die Amerikaner ihr Einkommen größtenteils in Schuhe, Uhren und Schmuck investieren statt in Bildung.

Klar – *Gier* und *Neid* sind so auf Dauer gut beschäftigt. Aber *mein* Leben macht es zur Hölle.

Früher, als die Menschen sich noch in der Jäger-und-Sammler-Phase befanden, drehte sich alles ums Überleben. Oder um die Befriedigung der Grundbedürfnisse: Nahrung, Kleidung, ein Dach über dem Kopf. Viel Auswahl gab es nicht. Keine Kochshows mit Martha Stewart. Kein Calvin-Klein-Logo auf der Kleidung. Keine Ralph-Lauren-Gardinen zur farblich abgestimmten Bettdecke.

Um es auf den Punkt zu bringen: Menschen sind süchtig nach Produkten.

Gewohnheits-Konsumenten. Vom Luxus verführt. Belohnungs-Automaten.

Auf Haben, Wollen und Kaufen programmiert.

MP3-Player. Xbox. PlayStations der dritten Generation.

TiVo-Festplattenrekorder. Surround-Sound. HD-TV auf dem Flatscreen-Fernseher.

Tausende von Kabelkanälen mit Filmen und Musik und Pay-per-View.

Ihre Gelüste lenken sie ab, ihre Bedürfnisse und Wünsche überwältigen sie, und deshalb bleiben sie nie auf dem ihnen zugewiesenen Pfad. Bei ihrer optimalen Zukunft. Bei ihrem befriedigendsten Schicksal.

Denn dieses Schicksal – das bin ich. Gestatten, *Schicksal* mein Name. Schick wie in Schickeria, dann Saal mit einem a.

Schon bei ihrer Geburt setze ich meine Menschen auf ihrem Pfad ab, weise ihnen ihre Schicksale zu: vom Berufsvbrecher bis zum Geschäftsführer eines Ölkonzerns. Kein besonders großer Unterschied, bei Licht betrachtet. Aber so vielversprechend das Schicksal auch ist, das ich ihnen zuteile – Chef eines Filmstudios, Ersatzquarterback in der National Football League, Gouverneur von Kalifornien ... Der Großteil von ihnen vermässelt es. Immer.

Es liegt in der menschlichen Natur, unter dem eigenen Niveau zu bleiben. Das eigene Potenzial nicht voll auszuschöpfen. Sicher, das eigene Schicksal bietet selten Anlass zu Größenwahn. Kaum einer wird schließlich Friedensnobelpreisträger oder Stephen King. Und ganz ehrlich: Wenn die Zukunft für jemanden Geisteskrankheit, Drogensucht oder eine Karriere in der Politik bereithält, sollte ich wohl keine angenehmen Überraschungen erwarten. Ich kann nur Schicksale zuweisen, sonst nichts. Danach kann ich bloß das Beste hoffen. Allerdings bedeutet das leider noch lange nicht, dass dann nichts mehr schiefgehen kann.

Der Grund ist: Im Leben eines jeden Menschen kommt es zu einschneidenden Situationen. Zu Augenblicken, in denen die Entscheidung, die ein Mensch fällt, ausschlaggebend dafür ist, ob und wie weit er von seinem vorbestimmten Weg abweicht. Diese Entschlüsse beeinflussen, wie er sein Leben lebt.

Mit Anstand.

Mit Mitgefühl.

Mit Gier.

Jede einzelne dieser Entscheidungen erfordert eine Neuanpassung ihrer oder seiner Zukunft. Eine notwendige Neuweisung ihres oder seines Schicksals. Und an jedem

dieser Scheidepunkte sehe ich, wie der Großteil meiner Menschen die falsche Entscheidung trifft.

Während ich also hier auf einer Bank zwischen Foot Locker und einem Klamottenladen sitze, meinen Hotdog esse und Orange Julius trinke, gehe ich einmal mehr das Sortiment meiner fehleranfälligen Menschen und ihres unvermeidbaren Scheiterns durch.

Da ist zum Beispiel dieser neunzehnjährige Sportler mit dem Handy am Ohr und dem GameStop-Beutel, der eine erfolgreiche Karriere als Infielder bei den Philadelphia Phillies haben könnte. Doch dazu wird es nicht kommen. In dreizehn Jahren ist er fett, glatzköpfig und arbeitslos und wird dreimal täglich vor seinem Tittenmagazin masturbieren.

Die einundzwanzigjährige asiatische Christin, die vor einem Modegeschäft Kunden bekehren will, wird mit dreißig den Mann ihrer Träume finden, mit fünfundvierzig bereits wieder geschieden sein und fortan mit Männern schlafen, die halb so alt sind wie sie.

Und der elfjährige Junge mit dem kurzen Haar und dem engelsgleichen Gesicht, der gerade einen schokoladenüberzogenen Donut verschlingt, könnte theoretisch ein wunderbarer Vater werden. Stattdessen wird er mit neunundzwanzig darüber nachdenken, seine fünfjährige Tochter zu missbrauchen.

In solchen Momenten wünsche ich mir, *Tod* und ich hätten ein besseres Verhältnis.

Klar, der Elfjährige ist nur ein Kind, aber immerhin könnte ich seiner Tochter das lebenslange Trauma und die Therapien ersparen, wenn ich *Tod* dazu bringen könnte, mir zu helfen. Was unmöglich ist. Denn das wäre ein Eingriff und damit ein definitives No-go. Von den kosmischen

Verwicklungen, die die Nicht-Geburt seiner Tochter verursachen würde, mal ganz zu schweigen. Und außerdem: *Tod* und ich reden nicht miteinander. Tja, dann, weitermachen bitte ...

Ich bleibe also weiterhin hier auf dieser Bank sitzen, kaue an meinem Hotdog und lasse die endlose Parade zukünftiger Sexualtäter an mir vorüberziehen.

Klar: Nicht jeder Mensch hat sexuelle Komplexe, Störungen oder anderweitige zweifelhafte Vorlieben, die nur darauf warten, befriedigt zu werden. Die meisten Amerikaner allerdings schon. Das liegt vermutlich daran, dass die Vereinigten Staaten Sex dämonisieren und sexuelle Energien unterdrücken. Ich persönlich bevorzuge da die Italiener und Franzosen. Für sie ist Sex einfach Teil ihrer Kultur.

Da wir gerade über Sex sprechen ...

Vom anderen Ende der Mall, ungefähr auf halber Strecke zwischen mir und Macy's, gleich hinter dem T-Mobile-Kiosk und mitten in dem beständigen Strom von Amerikanern, die mit ihrer eigenen Zukunft überfordert sind, bewegt sich ein roter Haarschopf auf mich zu. Zunächst hoffe ich noch, dass ich mich irre. Doch schließlich teilt sich die Menge wie von Zauberhand, und ich erkenne unter den roten Haaren das strahlende Lächeln von *Bestimmung*.

Na großartig. Das ist genau das, was ich jetzt brauche, um mich aufzubauen. Die unsterbliche Verkörperung all dessen, was ich nicht bin. Was ich begehre. Was mir verwehrt bleibt.

Woran ich gerade denke?

An Abscheu.

An Verbitterung.

An einen bösartigen Tumor.

»Na? Wieder mal mit der Befriedigung fleischlicher Gelüste beschäftigt?«, fragt *Bestimmung*, setzt sich und schielt auf das Würstchen am Spieß in meiner Hand.

Um es auf den Punkt zu bringen: *Bestimmung* ist Nymphomanin.

Sie trägt ein rotes Tanktop, einen roten Ledermini, rote Fick-mich-Stiefel und ein nie verblassendes Lächeln. Sie hat immer gute Laune. Wieso sollte es auch anders sein? *Sie* muss ja schließlich nicht die Ewigkeit damit verbringen, sich mit Kinderschändern, Kaufsüchtigen und über fünfeinhalb Milliarden anderen Versagern zu beschäftigen, die ihre Scheißleben einfach nicht auf die Reihe kriegen.

Im Gegensatz zu dem, was die meisten Menschen denken, sind *Bestimmung* und Schicksal nicht das Gleiche. Eine *Bestimmung* kann niemandem aufgezwungen werden. Nur wenn Menschen in bestimmte Lebenslagen gedrängt werden, ist es ihr Schicksal – und das geht oft eine düstere Verbindung mit dem Ominösen, mit dem Unausweichlichen ein.

Sein Schicksal war besiegelt.

Eine schicksalhafte Krankheit.

Ein Schicksal, schlimmer als der Tod.

Mal ehrlich: Kann es überhaupt schlimmer werden, als auf der Hitliste der Schreckensvisionen sogar eine Stufe über *Tod* zu stehen?

Die *Bestimmung* hingegen hat eher die Natur einer Prognose. Sie beinhaltet das Versprechen auf einen günstigen Ausgang und ist generell viel positiver besetzt.

Die beiden schienen geradezu füreinander bestimmt zu sein.

Sie war zu Höherem bestimmt.

Es war ihre Bestimmung.

»Teilst du dein Fleisch mit mir?«, fragt *Bestimmung* und strahlt dabei so viel Leidenschaft und Schönheit aus, dass ich ihr gern den Rest meiner Wurst ins Gesicht klatschen möchte.

Das Schicksal legt den Kurs des Lebens fest. Und meine Menschen treffen auf ihrem Weg zwar selbst die Entscheidungen, die einen nachteiligen Einfluss auf ihre Zukunft haben können. Trotzdem haben sie auf ihre neu zugewiesenen Schicksale keinen Einfluss. Bei mir hat man keine Wahl. Zusammenarbeit ist nicht meine Sache.

Denkt an einen Einsiedler.

An Autoerotik.

An Henry David Thoreau.

Und selbst wenn ich helfen wollte, selbst wenn ich jemanden anleiten, ihm Vorschläge machen oder zumindest subtile Hinweise geben wollte – ich dürfte es nicht. Ihr wisst schon: die Sache mit dem »freien Willen«. Menschen sollen ihre eigenen Entscheidungen treffen dürfen und mit den Konsequenzen leben.

Stellt euch meine Menschen einfach als ungezogene Kinder vor. Die haben ja auch kein Mitspracherecht bei der Schwere ihrer Bestrafung.

Bei *Bestimmung* hingegen sind die Menschen stärker in den Prozess eingebunden. Denn ohne die freiwillige Mitarbeit des Subjekts gibt es keine Bestimmung. Ihre Menschen schlagen unterschiedliche Lebenswege ein und *wählen* so ihre Bestimmung. Klar: Sie können immer noch Fehler machen. Aber wir sprechen hier eher über zwei statt drei Oscars. Oder den Pulitzer-Preis statt des Friedensnobelpreises.

Stellt euch die Menschen von *Bestimmung* einfach als Einser-Schüler vor, die die freie Wahl zwischen allen Universitäten haben.

Ich hätte das Kleingedruckte in meiner Jobbeschreibung lesen sollen.

Bestimmung deutet vage auf den Becher Orangensaft, der zwischen meinen Beinen auf der Bank steht, und fragt: »Wie wär's, lässt du mich mal saugen?«

»Ich bin beschäftigt«, erwidere ich. »Wieso verschwindest du nicht und nervst *Fleiß* oder *Barmherzigkeit*?«

»Och, komm schon, Seeeeergio«, sagt sie. »Ich bin einfach gut drauf.«

Immer wenn *Bestimmung* mich mit meinem Pseudonym anredet, zieht sie die erste Silbe in die Länge, als wollte sie sich über mich lustig machen.

Nicht alle von uns haben Pseudonyme. *Bestimmung* bevorzugt ihren angestammten Namen, während *Tod* am liebsten Teddy gerufen wird. Die meisten der sieben Todsünden – wir nennen sie gern die Tödlichen – haben Künstlernamen. Wer will schon gern *Zorn* oder *Neid* oder *Gier* genannt werden? Die sieben himmlischen Tugenden haben dagegen alle ihre Namen beibehalten – bis auf *Mäßigung*, der von allen Mike genannt wird.

»Also, seit wann bist du wieder hier?«, fragt sie, spielt kokett mit ihrem Haar und sieht mich mit Schlafzimmersblick aus großen Augen an. Obwohl sie nicht so eine Schlampe wie *Lust* ist, hat sie ab und zu definitiv ihre fünf Minuten.

»Weiß nicht«, antworte ich, schlucke den letzten Bissen von meinem Hotdog hinunter und erreiche kurz darauf schlüpfend den Becherboden meines Orange Julius. »Seit ein paar Tagen.«

Die meisten von uns nennen New York ihr Zuhause, obwohl wir nicht das ganze Jahr über hier sind. Mit mehr als sechseinhalb Milliarden Menschen auf dem Planeten müssen wir ziemlich allgegenwärtig sein.

»Sonst noch jemand da?«, erkundige ich mich.

»*Reue* und *Hoffnung*. Und natürlich ein paar von den Tödlichen. Außerdem hab ich gehört, dass *Vorurteil* versucht, eine Pokerrunde auf die Beine zu stellen. Sieht bislang nicht gut aus.«

Um es auf den Punkt zu bringen: *Vorurteil* hat das Tourette-Syndrom.

Ein paar Minuten sitzen *Bestimmung* und ich schweigend auf der Bank und betrachten die Mall-Zombies, die an uns vorbeistolpern, während ihr primitiver Verstand um flotte Dreier, iPods und Kalorienbomben kreist.

»Lust auf ein bisschen Noncontact-Sex?«, schlägt *Bestimmung* dann vor.

Bestimmung mag in mir Gefühle von Neid und tiefster Verachtung hervorrufen. Doch das bedeutet nicht, dass ich ihr nicht gerne zuschauen würde, wie sie sich aus ihrem roten Minirock schält.

»Na klar«, sage ich. »Bei dir oder bei mir?«

2

In meinen weißen Boxershorts liege ich neben einem Strauch blauer Hortensien auf dem Rücken, während *Bestimmung* mit nichts als einem roten Baumwolltanga am Leib breitbeinig über mir hockt. Dieser Moment könnte höchstens noch patriotischer werden, wenn Jimi Hendrix jetzt *The Star-Spangled Banner* zum Besten geben würde.

Das Großartige an Noncontact-Sex zwischen Unsterblichen ist: Man kann am helllichten Tag unsichtbar auf der allgemein zugänglichen Dachterrasse herumlaufen, ohne dass jemand sieht, was man gerade tut. In diesem Augenblick jedenfalls schwebt ihr roter Baumwolltanga über mir durch die Luft, während sie auf mich herabblickt und sich mit der Zunge über die Lippen fährt.

Wir können einander auch dann sehen, wenn wir unsichtbar sind. Die Menschen aber sehen uns nur, wenn wir es wollen oder wenn einer von uns mit einem anderen Unsterblichen auf Tuchfühlung geht. Allerdings geschieht das nicht öfter als ein paarmal pro Jahrhundert – in der Öffentlichkeit, meine ich. In den meisten Fällen sind *Lust* und wenigstens eine der anderen Todsünden daran beteiligt, obschon auch *Selbstbeherrschung* mehr als einmal die Beherrschung verloren hat.

Regel Nummer 5: Nimm niemals deine sichtbare Gestalt vor Menschen an.

Das letzte Mal passierte es 1918 in Chicago. *Zorn* und *Neid* brachen damals eine Kneipenschlägerei vom Zaun,

weil die Red Sox die Cubs in den Meisterschaften geschlagen hatten. *Neid* ist Cubs-Fan und *Zorn* ... Na ja, sagen wir einfach: Er weiß, welche Knöpfe er bei *Neid* drücken muss.

Ich war nicht dort, aber es muss eine ziemliche Keilerei gegeben haben. Die offizielle Geschichtsschreibung erwähnt diesen Vorfall nicht, aber es war wohl der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte, der zum 18. Zusatzartikel zur Verfassung der Vereinigten Staaten führte und den Amerikanern somit vierzehn Jahre Alkoholprohibition bescherte.

Wir sollen Vermittler sein, keine Anstifter. Wir sollen keinen entscheidenden Einfluss auf das Leben der Menschen nehmen, sondern auf ihren verschlungenen Wegen und bei ihren Gefühlsausbrüchen einfach nur unsere Rollen spielen. Von Zeit zu Zeit baut einer von uns Mist, direkt oder indirekt, mit katastrophalen Folgen in unterschiedlicher Abstufung. Für so etwas werden Unsterblichen ihre Kräfte genommen. Und das ist richtig peinlich. Fragt bloß mal *Frieden* danach.

Übrigens sind wir nicht immer unsichtbar – nur dann, wenn wir es so wollen. Einer der Vorteile, wenn man unsterblich ist. Das und die Unterbringung.

Ich lebe in der Upper East Side von Manhattan. Mein Dreizimmerapartment im zwanzigsten Stock hat Parkettböden und Panoramafenster mit Blick auf den East River. Der Wachdienst ist rund um die Uhr tätig, der Portier sorgt für die Verpflegung, und es gibt außerdem ein Wellnesscenter und einen Dachgarten.

Die Wohnung kostet 3990 Dollar pro Monat, aber ich wohne hier umsonst. Keine schlechte Vergünstigung dafür, *Schicksal* zu sein. Es sei denn, man vergleicht es mit

Bestimmungs vierhundert Quadratmeter großem Altbau-Loft in SoHo, mit Blick auf den Hudson River, Holzböden, zentraler Klimaanlage und Marmorbad. Sie will mir nicht verraten, wie viel die Wohnung kostet, aber ich habe nachgeschaut und herausgefunden, dass sie für 12 000 Dollar zu haben ist.

Vermutlich sollte ich mich nicht beschweren. Teddy lebt in der Lower East Side im Souterrain: ein Zimmer, vergitterte Fenster, Betonwände und Blick auf die angrenzende Gasse. Andererseits, wo sonst sollte der Tod wohl leben?

Bestimmung bewegt sich über mir, das rote Haar zum Zopf gebunden, die perfekten Brüste und Nippel kaum mehr als einen Zentimeter von meinen Lippen entfernt. Es fällt mir schwer, standhaft zu bleiben und sie nicht zu berühren. Andererseits hasse ich sie so sehr, dass ich ihr keine Befriedigung geben will, die sie sich nicht selbst verschafft hat.

Außerdem ist der Hausverwalter mit uns auf dem Dach und zeigt einer Interessentin Garten und Ausblick. Sehen kann ich sie nicht, doch dafür kann ich hören, wie sie auf der anderen Seite der Azaleen und Rosenbüsche über die Benimmregeln auf der Dachterrasse reden. Die ich zumindest gegenwärtig nicht einhalte.

Die Stimme des Verwalters ist nasal und schrill. In zwanzig Jahren wird er obdachlos sein und Leute von einer Bank im Central Park aus beschimpfen, während er in der Nase popelt.

Die Stimme der Frau ist warm und honigsüß, wie ein Tenorsaxophon in einer einsamen Nacht in New Orleans. Aber ich kann sie nicht lesen, was bedeutet, dass sie sich auf dem Pfad der *Bestimmung* befindet. Geboren, um etwas Höheres zu erreichen als der Großteil der mensch-

lichen Rasse. Doch obwohl ich sie nicht lesen kann, fasziniert mich etwas an ihr. Irgendetwas in ihrer Stimme zieht mich zu ihr. Etwas, das ich nicht einordnen kann, das mich ablenkt. Und zwar so sehr ablenkt, dass ich diesem Ruf nachgebe. Mich ... erweichen lasse, um es mal so auszudrücken.

Bestimmung bemerkt es sofort.

Mit jener geschickten und schnellen Bewegung, zu der nur eine Frau fähig ist, landen ihr Slip und meine Shorts in den Hortensien, und ihr nackter Körper schwebt verlockend über meinem. Nicht ein einziges Härchen wächst auf ihrer Haut.

Um es auf den Punkt zu bringen: *Bestimmung* benutzt Enthaarungswachs.

Nicht sonderlich überraschend, dass ich mich plötzlich wieder voll auf sie konzentriere.

»So ist es besser«, sagt sie und schaut auf mich herab, ein Lächeln um ihre grünen Augen.

Sekunden später ist ihr Gesicht aus meinem Blickfeld verschwunden, und ich spüre ihren warmen Atem, der den derzeit angeregtesten Teil meiner Anatomie umspielt.

Während wir im technischen Sinne keine Menschen sind, laufen wir doch in Hüllen umher, die dieses Aussehen nachahmen. Männer- und Frauen-Anzüge. Das macht das Leben auf der Erde einfacher für uns. Menschen neigen ja zur Überreaktion, wenn sie auf helle, gleißende Lichter oder überirdische Wesenheiten mit Flügeln oder mehr als vier Gliedmaßen treffen. Wenn wir jedoch genau wie die sogenannten intelligenten Lebensformen auf dem Planeten auftreten, erspart das *Konfusion*, *Panik* und *Hysterie* eine Menge Arbeit. Und es ist gar nicht so schlimm, wie man vielleicht denken könnte. Eher ein wenig so, als trüge man

ein bis ins kleinste Detail durchkonstruiertes Latexkostüm. Nach ein paar hunderttausend Jahren gewöhnt man sich daran.

Ich kann die Frau, die auf dem Pfad der Bestimmung wandelt, noch immer mit dem Verwalter reden hören. Sie sagt ihm, dass sie das Apartment nimmt, aber ich bin gerade auf meine eigene, ganz besondere *Bestimmung* konzentriert.

Bestimmung und mich verbindet seit rund zweihundertfünfzigtausend Jahren so etwas wie eine Beziehung: Mal sind wir zusammen, dann wieder nicht, aber wirklich ernst ist es nie gewesen. Eher wie eine langjährige Freundschaft mit Extras.

Und obwohl sie mich mit ihrem Daueroptimismus und ihrer Euphorie wahnsinnig macht und ich es kaum ertragen kann, dass die Menschen sich ihr willig unterwerfen, während sie mich hassen: Ich muss zugeben, dass sie im Non-contact-Sex mehr Talent besitzt als *Glamour* und *Versuchung*. Sogar mehr als *Lust*. Wobei *Lust* die Nase vorn hat, wenn es um den vollen Körpereinsatz zwischen den Laken geht. Wen wundert's – sie ist schließlich die Lust.

Bestimmung erregt mich weiter, die Spannung in der Luft zwischen uns ist beinahe greifbar. Genau darauf kommt es beim Noncontact-Sex an: sich gegenseitig scharfzumachen, aber den Sex nur zu simulieren, ohne Penetration oder Berührungen. Der Trick ist, die Spannung bis zu dem Punkt zu erhöhen, an dem die Erlösung ganz automatisch und ohne physische Stimulierung erfolgt.

Gerade als ich mich dem Höhepunkt nähere, hört *Bestimmung* plötzlich auf.

Als ich die Augen öffne, ist sie bereits halb angezogen.

»Muss los«, erklärt sie schlicht und zieht sich das Tanktop über den Kopf.

»Jetzt?«, entgegne ich und deute auf meine unteren Extremitäten, um meiner Frage Nachdruck zu verleihen.

Aber sie lächelt nur und schlüpft in ihre Fick-mich-Stiefel. »Muss mich um einen Klienten in Portugal kümmern. Bis später.«

Und *puff!* Schon ist sie verschwunden.

Ehe ich meine Shorts aus den Hortensien gepflückt habe, renkt sie in Portugal vermutlich bereits die Zukunft irgendeines Möchtegern-Helden wieder ein. So ist das mit uns: In einer Sekunde hat man Noncontact-Sex auf einem Dach in Manhattan, in der nächsten ist man schon auf der anderen Seite der Erde.

Ein weiterer Vorteil an der Unsterblichkeit ist, nicht auf öffentliche Verkehrsmittel angewiesen zu sein.

Vor zweitausend Jahren, als die meisten der zweihundert Millionen Bewohner des Planeten noch in Europa, Asien und Afrika lebten, mussten wir nicht oft reisen. Und unter uns gesagt: Zweihundert Millionen Menschen sind ziemlich einfach zu handhaben – erst recht, wenn die meisten von ihnen mit etwa fünfunddreißig Jahren sterben. Aber mit der Kolonialisierung Amerikas und Australiens Mitte des sechzehnten Jahrhunderts lief die Sache aus dem Ruder: Zwischen Kolumbus' kleiner Verwechslung und dem Beginn der industriellen Revolution verdoppelte sich die Weltbevölkerung. In den letzten zweihundert Jahren geriet die Sache schließlich fast außer Kontrolle. Die Weltbevölkerung wuchs auf fast sieben Milliarden an, und zu allem Übel leben die Menschen heute fast doppelt so lang wie vor hundert Jahren.

Als die Menschen das Konzept der Kanalisation entdeckten, habe ich gehaut, dass es nicht leicht werden würde mit ihnen. Hätte ich damals gewusst, dass sie sich auch

noch fortpflanzen würden wie Karnickel auf Viagra, hätte ich um Versetzung in eine andere Abteilung gebeten. So wie *Abstinenz* etwa. Oder *Keuschheit*. Oder *Selbstbeherrschung*.

Oder *Tod*.

Ich meine: Wenn man die Menschen schon nicht davon abhalten kann, die Welt ununterbrochen mit Nachwuchs zu überfluten, könnte man wenigstens die Schleusentore ein Stückchen öffnen und etwas mehr aus dem Reservoir abfließen lassen. Wenn ihr mich fragt: Ich finde, Teddy könnte seinen Job ruhig ein bisschen ernster nehmen. Die Herde ausdünnen. Etwas Normalität zurück auf den Planeten bringen, damit wir alle ein wenig verschnaufen können. Damit man vielleicht mal zur Abwechslung Bali, Tahiti oder Disney World besuchen kann. Einmal mit der Space-Mountain-Achterbahn fahren, das wollte ich schon immer.

Ja, ich könnte um eine Versetzung bitten, aber bei meinem Glück würde ich bestimmt als *Demut* oder *Fleiß* enden. Und außerdem: Ich bin seit so langer Zeit *Schicksal*, dass ich womöglich gar nicht wüsste, was ich als jemand anderes tun sollte. Wahrscheinlich ist es ganz einfach mein Schicksal, *Schicksal* zu sein.

Als ich schließlich wieder in meine Sachen schlüpfte, haben der Verwalter und die neue Mieterin die Dachterrasse verlassen, und ich bin allein. Nachdem *Bestimmung* mich eben noch in der Mangel hatte, ist mir jetzt nicht danach, allein zu sein. Vielleicht sollte ich nachschauen, was *Schmeichelei* gerade macht. Oder *Lüsternheit* anrufen. Aber bevor ich ihre Nummer eintippen kann, klingelt mein Handy, und ich werde zu einem Meeting mit Jerry abberufen.